

Neue Zürcher Zeitung

Ihre Eltern kämpfen mit Suchtproblemen oder psychischen Krankheiten: Wie kleine Kinder in einem Heim mitten in Zürich den Alltag meistern

Das Kinderhaus «Pilgerbrunnen» in Zürich plant einen Neubau, der 2023 bezogen werden soll. Denn es gibt auch heute noch Kinder, die nicht zu Hause aufwachsen können.

Rebekka Haefeli (Text), Annick Ramp (Bilder)
5.11.2019, 05:00 Uhr

Beim Abendessen gibt es plötzlich einen Tumult am Tisch. «Warum habe ich einen Pfirsichquark bekommen und keinen mit Bananengeschmack?», fragt eine der beiden Viertklässlerinnen und verzieht unglücklich das Gesicht. «Ich mag keinen Pfirsich!» An dem langen Tisch mit der blauen Tischdecke sitzen vier Kinder. Es sind die älteren vier der Gruppe «Delfin» aus dem Kinderhaus Pilgerbrunnen beim Albisriederplatz in Zürich.

SPONSORED CONTENT

Die Veredelungskünstler

15 Meter unter der Erdoberfläche wird aus gutem noch besserer Käse.

Mehr erfahren

Wie in einer Grossfamilie

«Wenn alle sieben Kinder aus der Gruppe gleichzeitig Nacht essen, wird es zu unruhig in der Küche», erklärt Sonya Zünd, die Gruppenleiterin. Doch auch bei den drei Kleinen, die vor einer Stunde am Tisch sass, gab es einen Streit wegen des Quarks. Eines der Kinder schnappte sich zwei Becher, als gerade niemand hinsah, obschon pro Kind nur einer vorgesehen war. Sonya Zünd musste die erhitzten Gemüter beruhigen.

Sie sitzt oben am Tisch und zeigt damit, wer hier die «Chefin» ist. Der Flohhaufen ist nicht immer einfach in Schach zu halten. Die Kinder schmieren Butter und so viel Honig aufs Brot, bis sie bis hinter die Ohren klebrig sind. Eine Tasse Milch kippt um, die weisse Flüssigkeit rinnt über die Tischkante auf den Boden. Ein Mädchen im Kindergartenalter beginnt zu singen. Alle schwatzen durcheinander, und niemand hört zu. Die Szenen erinnern an den ganz normalen Alltag einer Grossfamilie.

Sieben Kinder zwischen fünf und elf Jahren leben hier zusammen. Die Gruppe «Delfin» ist eine Besonderheit im «Pilgerbrunnen». Das Heim in dem gelben, dreistöckigen Haus, das vom Evangelischen Frauenbund Zürich geführt wird, ist auf die Betreuung von Kindern im Alter von null bis sieben Jahren spezialisiert. Die meisten «Delfin»-Kinder wohnen schon mehrere Jahre im Heim. Von einer Umplatzierung sah man ab, um sie nicht ein weiteres Mal aus ihrem Umfeld zu reissen. Sonya Zünd hat einige der Kinder, die heute hier leben, schon als Baby in den Schlaf gewiegt und ihnen nachts den Schoppen gegeben.

Die totale Überforderung

Der «Pilgerbrunnen» war 1888 gegründet worden, damals als Heim «für gefallene Mädchen, welche zur Arbeit und in ein geordnetes Leben zurückkehren wollten». Sein Bestimmungszweck hat sich seither immer wieder verändert. Neben einem Heim wird seit vielen Jahren auch eine Kinderkrippe geführt. Doch auch als Kinderheim ist das Haus heute nicht etwa ein Auslaufmodell. Die Auslastung ist sehr gut – leider, muss man anfügen.

Anzeige

schliessen



Die Familien der Kinder sind alle schwer belastet. Manuela Gärtner, die Heimleiterin, erklärt: «Die Eltern leiden unter Suchterkrankungen, sind psychisch krank und nicht in der Lage, sich um ihre Kinder zu kümmern, weil sie überfordert sind. Einige der Kinder wurden vernachlässigt oder haben psychische oder physische Gewalt erfahren.» Viele Eltern, sagt Gärtner, hätten in ihrer Kindheit selber traumatische Erfahrungen gemacht.

Die Haltung der Mitarbeitenden im «Pilgerbrunnen» sei klar: «Wir urteilen nicht, sondern versuchen zu verstehen. Im Zentrum steht der Schutz des Kindes.» Sie sieht das Heim als sicheren Ort, an dem die Kinder zur Ruhe kommen, gefördert werden und Perspektiven finden. Wichtig sei die Zusammenarbeit mit den Eltern, die im Idealfall an sich arbeiten und sich an die Besuchszeiten und Abmachungen halten. Die Eingangstüre des Heims ist Tag und Nacht abgeschlossen: Das ist ein Hinweis auf die Tatsache, dass es mit Eltern zuweilen doch auch Konflikte geben kann. Jede Wohngruppe verfügt über eine eigene Klingel.

Schmerz, Wut und Trauer

Die Heimleiterin Manuela Gärtner verschweigt nicht, dass die Zusammenarbeit mit den Müttern und Vätern nicht in jedem Fall einfach ist. «Oft spitzt sich die Situation vor einer Platzierung zu und gipfelt in einer akuten Krise, an der die Familie zerbricht. Die Lage ist häufig chaotisch», sagt sie. «Es kommt zum Beispiel vor, dass Kinder notfallmässig in einem Heim platziert werden, wenn die Polizei zu einem Einsatz wegen häuslicher Gewalt ausgerückt ist. Manchmal werden Kinder ganz allein draussen aufgegriffen, und wir kennen nicht einmal ihren Namen, wenn sie zu uns kommen.»

Für die Eltern ist es schmerzhaft, wenn man ihnen die Kinder «wegnimmt» und sie fremdplatziert. Den Entscheid fällt die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb). Das Heim betreut die Kinder in deren Auftrag. «In ihrem Schmerz und ihrer Wut vermischen manche Eltern die Zuständigkeiten», sagt Gärtner. «Eine Krise ist immer ein Wendepunkt. Ich kann nachvollziehen, dass dies für viele Mütter und Väter mit Trauer verbunden ist.» Mit der Zeit empfinden manche Eltern aber auch Erleichterung. «Sie realisieren, dass sie sich eine Zeitlang um sich selber kümmern und beispielsweise ihre Suchterkrankung angehen können.»

Der Weg zurück in die Normalität wird der individuellen Situation angepasst. Zu Beginn finden unter Umständen nur begleitete Besuche der Eltern statt. Sie kommen zu abgemachten Zeiten ins Heim und werden mit dem Kind in ein Besuchszimmer oder auf die Wohngruppe geführt. Eine Mitarbeiterin oder ein Mitarbeiter bleibt mit im Raum. Später dürfen die Eltern die Kinder stundenweise für Ausflüge mitnehmen oder sie ins Bett bringen und am Alltag der Gruppe teilnehmen. Telefonisch können die Mütter und Väter ihre Kinder jedoch von Anfang an täglich während einer vereinbarten Zeitspanne erreichen.

Gute-Nacht-Rituale

Die meisten der sieben Kinder der Gruppe «Delfin» dürfen an den Wochenenden nach Hause. Die Beziehung zu den Eltern ist so stabil, dass sie auch die Ferien teilweise beim Vater oder bei der Mutter verbringen. «Untereinander verhalten sich die Kinder fast wie Geschwister», sagt Gruppenleiterin Sonya Zünd. «So gern sie sich haben, so sehr fliegen manchmal auch die Fetzen.» Von einer konfliktgeladenen Atmosphäre ist an diesem Tag, nach dem lauten Abendessen, nichts zu spüren. Die beiden Viertklässlerinnen, die länger aufbleiben dürfen als die Kleinen, vergnügen sich in der gemeinsamen Stube während einer vorgegebenen Zeit mit ihren Tablets. Die Drittklässlerin übt fröhlich den Spagat und das Rad.

Um 20 Uhr 15 schickt die Gruppenleiterin Sonya Zünd zusammen mit ihrer Kollegin Tiziana Widmer, die über Nacht bleiben wird, auch die älteren Kinder ins Bett. Bis alle die Zähne geputzt und das Pyjama angezogen haben, leisten sie mehr oder weniger Widerstand. Dann schlüpfen sie unter ihre farbigen Bettdecken in den Zweier- oder Dreierzimmern. Die Kinder kuscheln sich in ihre Kissen und drücken ihre Lieblingsstofftiere an sich. Sonya Zünd und Tiziana Widmer sitzen neben den Betten, streicheln über die Köpfe und singen Schlaflieder.

An den Wänden der Zimmer hängen Zeichnungen, Plakate und Fotos von Mama und Papa. Auf einem Tischchen in einem der Mädchenzimmer steht ein Plastikschloss mit Figuren von Prinzessinnen und Pferden. Das Kind hat das Märchenschloss von zu Hause mitgebracht. Der Platz für eigene Spielsachen ist jedoch beschränkt. Die engen Raumverhältnisse sind einer der Gründe, warum der Evangelische Frauenbund Zürich für den «Pilgerbrunnen» einen Neubau plant. Das neue Heim soll am selben Standort gebaut werden; der Einzugstermin ist für 2023 vorgesehen. Geplant sind zum Beispiel auch grössere Besuchszimmer für die Eltern und ein zusätzliches Studio, in dem sie auch einmal übernachten können. Damit will sich der «Pilgerbrunnen» auf zeitgemässe Art gegen aussen öffnen.

Das über 70-jährige Haus, in dem sich das Heim heute befindet, hat sehr viel Charme. Die Kork- und Tonböden in den allgemeinen Räumen sind alt, aber fast unzerstörbar, und die einfach, aber phantasievoll eingerichteten Kinderzimmer mit den grossen Fenstern strahlen Wärme aus. Im hintersten Zimmer der Gruppe «Delfin», wo auch der Computer der Mitarbeiterinnen steht, wird in dieser Nacht Tiziana Widmer übernachten. Sie tröstet die Kinder, wenn sie Heimweh oder Albträume haben oder nicht einschlafen können.

Kein Ersatz für die Eltern

Die Heimleiterin Manuela Gärtner sagt, die Mitarbeitenden liessen bewusst auch nahe Bindungen zu. «Beziehungen werden bei uns natürlich gelebt. Wir akzeptieren auch körperliche Nähe; mit Grenzen selbstverständlich. Ein Kuss auf den Mund etwa kommt nicht infrage.» Einen grossen Stellenwert hätten auch die Erziehung und Förderung der Kinder – einige werden psychotherapeutisch begleitet.

«Wir können und wollen jedoch kein Familienersatz sein», sagt die Leiterin. Trotzdem kämpfen manche Eltern mit dem Gefühl, die Heimmitarbeitenden könnten eine Konkurrenz für sie sein. «Das ist nachvollziehbar», räumt Manuela Gärtner ein. «Denn alle Eltern wollen dasselbe: Sie wünschen sich, ihre Kinder bei sich zu haben.»

Denselben Wunsch haben die meisten Kinder. «Sie wünschen sich nichts mehr, als zu den Eltern zurückzukehren», sagt Sonya Zünd später am Abend in der Küche der Gruppe «Delfin», als die Kinder schon schlafen. Sie deckt den Tisch fürs Frühstück, packt das Brot in ein Küchentuch, nimmt ein XXL-Tupperware mit Cornflakes aus dem Schrank. Im Hintergrund gurgelt die Geschirrspülmaschine.

Sonya Zünd arbeitet seit zwanzig Jahren hier und hat in dieser Zeit gelernt, sich abzugrenzen. Abgestumpft wirkt sie jedoch nicht. «Ich fühle mit, wenn ein Kind traurig ist. Die Situation ist ja oftmals auch traurig.» Ihr Job ist es, die Basis zu schaffen, damit die Kinder im Leben Fuss fassen und ihre Chancen nutzen können.

Die Heime haben sich geöffnet und gewandelt

ekk. Im Kanton Zürich gibt es rund 2000 Plätze für Kinder und Jugendliche in Kinder-, Jugend- und Schulheimen. «Der Trend in der Kinder- und Jugendhilfe geht hin zu modularen, individuell angepassten Lösungen», sagt André Woodtli, Leiter des kantonalen Amtes für Jugend und Berufsberatung. Während die Heime früher bewusst innerhalb von klar definierten Arealen betrieben worden seien, habe seit den achtziger Jahren eine Öffnung stattgefunden.

«Heute wollen wir bestehende Strukturen wie die Familie oder das angestammte Schulumfeld unterstützen und Kinder oder Jugendliche möglichst darin belassen», erklärt Woodtli. So gibt es mittlerweile auch Heime, die regelmässige Übernachtungen für Kinder an einzelnen, zuvor definierten Wochentagen anbieten, um alleinerziehende Mütter oder Väter in Krisen zu entlasten. Und es gibt sozialpädagogisch begleitete Jugendwohngruppen in Wohnquartieren, die von aussen nicht mehr als solche erkennbar sind. Das Ziel ist, eine Stigmatisierung zu vermeiden. Woodtli ergänzt aber: «Diese Trends bedeuten nicht, dass es die klassischen Heimangebote nicht mehr braucht. Vielmehr werden diese ergänzt oder flexibler genutzt.»

Angestrebt würden grundsätzlich Lösungen ohne Fremdplatzierung. «Der Anteil der fremdplatzierten Kinder und Jugendlichen ist abnehmend», sagt Woodtli weiter. Er führt diese Entwicklung vor allem auf die Wirkung von präventiven Massnahmen zurück. «Durch die Schulsozialarbeit, aber auch dank sozialpädagogischen Familienbegleitungen kann man schwierige Situationen frühzeitig erfassen, Familien unterstützen und so Fremdplatzierungen vermeiden.» Voraussichtlich 2022 soll das neue Kinder- und Jugendheimgesetz in Kraft treten, das unter anderem die Finanzierung neu regelt.

INTERVIEW

«Dauerhaftes Schulschwänzen ist oft ein Tabu»

Smartphones und Online-Games könnten Schülerinnen und Schüler zum Dauer-Schwänzen verleiten, sagt Jürg Forster. Der langjährige Leiter des schulpsychologischen Dienst der Stadt Zürich sieht in Smartphones aber nicht nur eine Gefahr für Schüler.

Rebekka Haefeli / 13.11.2017, 05:30



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.